

Viertes Buch

Theodahad

\*

„Nachbarn zu haben schien Theodahad  
eine Art von Unglück.“

Prokop, Gotenkrieg I. 3

### Erstes Kapitel.

**I**m andern Morgen verkündete ein Manifest dem stammenden Ravenna, daß die Tochter Theoderichs zugunsten ihres Vettters Theodahad auf die Krone verzichtet und daß dieser, der letzte Mannesproß der Amelungen, den Thron bestiegen habe. Italier und Goten wurden aufgefordert, dem neuen Herrscher den Eid der Treue zu schwören.

So hatte Cethegus richtig gerechnet.

Das Gewissen der unseligen Frau fühlte sich durch manche Torheit, ja durch blut'ge Schuld schwer belastet: edle Naturen suchen Erleichterung und Buße in Opfer und Entsamung: durch ihrer Tochter und Cassiodors Anklagen war ihr Herz mächtig bewegt worden, und der Präsekt hatte sie in günstiger Stimmung für seinen Rat gefunden. Weil er so bitter war, befolgte sie ihn: ja sie hatte, um ihr Volk zu retten und ihre Schuld zu sühnen, sich noch weitere Demütigungen vorgesteckt.

Ohne Schwierigkeit vollzog sich der Thronwechsel.

Die Italier zu Ravenna waren zu einer Erhebung keineswegs vorbereitet und wurden von Cethegus auf gelegnere Zeit vertröstet. Auch war der neue König als Freund römischer Bildung bei ihnen bekannt und beliebt.

Die Goten freilich schienen sich nicht ohne weiteres den Tausch gefallen lassen zu wollen. Fürst Theodahad war allerdings ein Mann — das empfahl ihn gegenüber Amalastwinthen — und ein Amaler: das wog schwer zu seinen Gunsten gegenüber jedem andern Bewerber um die Krone.

Aber im übrigen war er im Volke der Goten keineswegs hoch angesehen. Unkriegerisch und feige, verwehlicht an Leib

und Seele hatte er keine der Eigenschaften, welche die Germanen von ihren Königen forderten. Nur eine Leidenschaft erfüllte seine Seele: Habsucht, unersättliche Goldgier. Reich begütert in Lusien lebte er mit allen seinen Nachbarn in ewigen Prozessen: mit List und Gewalt und dem Schwergewicht seiner königlichen Geburt wußte er seinen Grundbesitz nach allen Seiten auszudehnen und die Ländereien weit in der Runde an sich zu reißen: „denn“ — sagt ein Zeitgenosse — „Nachbarn zu haben schien dem Theodahad eine Art von Unglück.“

Dabei war seine schwache Seele vollständig abhängig von der bössartigen, aber kräftigen Natur seines Weibes.

Einen solchen König sahen denn die Lüchtigsten unter den Goten nicht gern auf dem Throne Theoderichs. Und kaum war das Manifest Amalastwinthens bekannt geworden, als Graf Teja, der kurz zuvor mit Hildebad in Ravenna angekommen war, diesen sowie den alten Waffenmeister und den Grafen Witichis zu sich beschied und sie aufforderte, die Unzufriedenheit des Volkes zu steigern, zu leiten und einen Würdigern an Theodahads Stelle zu setzen.

„Ihr wißt,“ schloß er seine Worte, „wie günstig die Stimmung im Volke. Seit jener Bundesnacht im Mercuriustempel haben wir unablässig geschürt unter den Goten, und Großes ist schon gelungen: des edeln Athalarich Aufschwung, der Sieg am Epiphaniastage, das Zurückholen Amalastwinthens, wir haben es bewirkt. Jetzt winkt die günstige Gelegenheit. Soll an des Weibes Stelle treten ein Mann, der schwächer als ein Weib? Haben wir keinen Würdigern mehr als Theodahad im Volk der Goten?“

„Recht hat er, beim Donner und Strahl,“ rief Hildebad. „Fort mit diesen verwehnten Amalern! Einen Heldenkönig hebt auf den Schild und schlägt los nach allen Seiten. Fort mit dem Amaler!“

„Nein,“ sagte Witichis, ruhig vor sich hinblickend, „noch nicht! Vielleicht, daß es noch einmal so kommen muß: aber

nicht früher darf es geschehen, als es muß. Der Anhang der Amaler ist groß im Volk: nur mit Gewalt würde Theodahad den Reichtum, Gothelindis die Macht der Krone sich entwinden lassen: sie würden stark genug sein, wenn nicht zum Siege, doch zum Kampf.

Kampf aber unter den Söhnen eines Volks ist schrecklich, nur die Nothwendigkeit kann ihn rechtfertigen. Die ist noch nicht da. Theodahad mag sich bewähren: er ist schwach, so wird er sich leiten lassen. Hat er sich unfähig erwiesen, so ist's noch immer Zeit.“

„Wer weiß, ob dann noch Zeit ist,“ warnte Teja.

„Was räst du, Alter?“ fragte Hildebad, auf welchen die Gründe des Grafen Witichis nicht ohne Wirkung blieben.

„Brüder,“ sagte der Waffenmeister, seinen langen Bart streichend, „ihr habt die Wahl, darum die Qual. Mir sind beide erspart: ich bin gebunden. Die alten Gefolgen des großen Königs haben einen Eid getan, solange sein Haus lebt, keinem Fremden die Gotenkrone zuzuwenden.“

„Welch törichter Eid!“ rief Hildebad.

„Ich bin alt und nenn' ihn nicht töricht. Ich weiß, welcher Segen auf der festen, heiligen Ordnung des Erbgangs ruht. Und die Amaler sind Söhne der Götter,“ schloß er geheimnisvoll.

„Ein schöner Göttersohn, Theodahad!“ lachte Hildebad!

„Schweig,“ rief zornig der Alte, „das begreift ihr nicht mehr, ihr neuen Menschen. Ihr wollt alles fassen und verstehen mit eurem kläglichen Verstand. Das Rätsel, das Geheimnis, das Wunder, der Zauber, der im Blute liegt — dafür habt ihr den Sinn verloren. Darum schweig' ich von solchen Dingen zu euch.“

Aber ihr macht mich nicht mehr anders mit meinen bald hundert Jahren. Tut ihr, was ihr wollt, ich tue, was ich muß.“

„Nun,“ sprach Graf Teja nachgebend, „auf euer Haupt die Schuld. Aber wenn dieser letzte Amaler dahin . . .“ —

„Dann ist das Gefolge seines Schwures frei.“

„Vielleicht,“ schloß Witichis, „ist es ein Glück, daß auch uns dein Eid die Wahl erspart: denn gewiß wollen wir keinen Herrscher, den du nicht anerkennen könntest. Gehen wir denn, das Volk zu beschwichtigen, und fragen wir diesen König — solange er zu fragen ist.“

„Aber keine Stunde länger,“ sagte Teja und ging zürnend hinaus.

### Zweites Kapitel.

Am nämlichen Tage noch wurden Theodahad und Gothelindis mit der alten Krone der Gotenkönige gekrönt.

Ein reiches Festmahl, besucht von allen römischen und gotischen Großen des Hofes und der Stadt, belebte den zweiten Palaß Theoderichs und den sonst so stillen Garten, den wir als den Schauplatz von Athalarichs und Ramillas Liebe kennen gelernt. Bis tief in die Nacht währte das lärmende Gelage. Der neue König, kein Freund der Becher und barbarischer Festfreuden, hatte sich frühe zurückgezogen.

Gothelindis dagegen sonnte sich gern in dem Glanz ihrer jungen Herrlichkeit: stolz prangte sie auf ihrem Purpursitz, die goldne Zackenkrone im dunkeln Haar. Sie schien ganz Ohr für die lauten Jubelrufe, die ihren und ihres Gatten Namen feierten. Und doch hatte ihr Herz dabei nur eine Freude: den Gedanken, daß dieser Jubel hinunterdringen müsse bis in die Königsgruft, wo Amalastwintha, die verhaßte, besiegte Feindin, am Sarkophage ihres Sohnes trauerte.

Unter der Menge von jenen Gästen, die immer fröhlich sind, wenn sie bei vollen Bechern sitzen, war doch auch so manches ernstere Gesicht zu bemerken: mancher Römer, der auf dem leeren Thron da oben lieber den Kaiser gesehen hätte: so

mancher Gote, der in der gefährlichen Lage des Reiches einem König wie Theodahad nicht ohne Sorge huldigen konnte.

Zu letzteren zählte Witichis, dessen Gedanken nicht unter dem kranzgeschmückten Säulendach der Trinkhalle zu weilen schienen. Unberührt stand die goldne Schale vor ihm, und auf den lauten Zuruf Hildebads, der ihm gegenüber saß, achtete er kaum. Endlich — schon leuchteten längst im Saale die Lampen und am Himmel die Sterne — stand er auf und ging hinaus in das grüne Dunkel des Gartens.

Langsam wandelte er durch die Larusgänge dahin: sein Auge hing an den funkelnden Sternen. Sein Herz war daheim bei seinem Weibe, bei seinem Knaben, die er monatelang nicht mehr gesehen. So führte ihn sein sinnendes Wandeln an den Venusstempel bei der Meeresbucht, die wir kennen. Er sah hinaus nach der flimmernden See — da blißte etwas dicht vor seinen Füßen im schwachen Mondlicht: es war eine Rüstung, daneben die kleine, gotische Harfe: ein Mann lag vor ihm im weichen Grase, und ein bleiches Antlitz hob sich ihm entgegen.

„Du hier, Teja? Du warst nicht beim Fest.“

„Nein, ich war bei den Toten.“

„Auch mein Herz weiß nichts von diesen Festen: es war daheim bei Weib und Kind,“ sagte Witichis, sich zu ihm niederlegend.

„Bei Weib und Kind,“ wiederholte Teja seufzend.

„Viele fragten nach dir, Teja.“

„Nach mir! Soll ich sitzen neben Cethegus, der mir die Ehre nahm, und neben Theodahad, der mir mein Erbe nahm?“

„Dein Erbe nahm?“

„Wenigstens besitzt er's. Und über den Ort, wo meine Wiege stand, ging seine Pflugchar.“

Und schweigend sah er lange vor sich hin.

„Dein Harfenspiel — es schweigt? Man rühmt dich unfres Volkes besten Harfenschläger und Sänger!“

„Wie Gelimer, der letzte König der Vandalen, seines Volkes bester Harfenschläger war. — — Aber mich würden sie nicht im Triumph einführen nach Byzanz!“

„Du singst nicht oft mehr?“

„Fast niemals mehr. Aber mir ist, die Tage kommen, da ich wieder singen werde.“

„Tage der Freude?“

„Tage der höchsten, der letzten Trauer.“

Lange schwiegen beide. —

„Mein Teja,“ hob endlich Witichis an, „in allen Nöten von Krieg und Frieden hab' ich dich erfunden treu, wie mein Schwert. Und obwohl du soviel jünger als ich und nicht leicht der Ältere sich dem Jüngling verbindet, kann ich dich meinen besten Herzensfreund nennen. Und ich weiß, daß auch dein Herz mehr an mir hängt als an deinen Jugendgenossen.“

Teja drückte ihm die Hand: „Du verstehst mich und ehrest meine Art, auch wo du sie nicht verstehst. Die andern —! und doch: den einen hab' ich sehr lieb.“

„Wen?“

„Den alle lieb haben.“

„Totila!“

„Ich hab' ihn lieb wie die Nacht den Morgenstern. Aber er ist so hell: er kann's nicht fassen, daß andre dunkel sind und bleiben müssen.“

„Bleiben müssen! Warum? Du weißt, Neugier ist meine Sache nicht. Und wenn ich dich in dieser ernsten Stunde bitte: lüfte den Schleier, der über dir und deiner finstern Trauer liegt, so bitt' ich's nur, weil ich dir helfen möchte. Und weil des Freundes Auge oft besser sieht als das eigene.“

„Helfen? Mir helfen? Kannst du die Toten wieder aufwecken? Mein Schmerz ist unwiderruflich wie die Vergangenheit. Und wer einmal gleich mir den unbarmherzigen Rädergang des Schicksals verspürt hat, wie es, blind und taub für das Barte und Hohe, mit eherner grundloser Gewalt alles vor

sich niedertrifft, ja, wie es das Edle, weil es zart ist, leichter und lieber zermalmt, als das Gemeine, wer erkannt hat, daß eine dumpfe Notwendigkeit, welche Toren die weise Vorsehung Gottes nennen, die Welt und das Leben der Menschen beherrscht, der ist hinaus über Hilfe und Trost: er hört ewig, wenn er es einmal erlauscht, mit dem leisen Gehör der Verzweiflung den immer gleichen Taktschlag des fühllosen Rades im Mittelpunkt der Welt, das gleichgültig mit jeder Bewegung Leben zeugt und Leben tötet. Wer das einmal empfunden und erlebt, der entsagt einmal und für immer und allem: nichts wird ihn mehr erschrecken. Aber freilich — die Kunst des Lächelns hat er auch vergessen auf immerdar.“

„Mir schaudert. Gott bewahre mich vor solchem Wahn! Wie kamst du so jung zu so fürchterlicher Weisheit?“

„Freund, mit deinen Gedanken allein ergrübelst du die Wahrheit nicht, erleben mußt du sie. Und nur, wenn du des Mannes Leben kennst, begreifst du, was er denkt und wie er denkt. Und auf daß ich dir nicht länger erscheine wie ein irrer Träumer, wie ein Weichling, der sich gern in seinen Schmerzen wiegt, — und damit ich dein Vertrauen und deine schöne Freundschaft ehre, vernimm, — höre ein kleines Stück meines Grams. Das größere, das unendlich größere behalt' ich noch für mich,“ sagte er schmerzlich, die Hand auf die Brust drückend, — „es kommt wohl noch die Stunde auch für dies. Vernimm heute nur, wie über meinem Haupte der Stern des Unheils schon leuchtete, da ich gezeugt ward. — Und von all den tausend Sternen da oben bleibt nur dieser Stern getreu. Du warst dabei — du erinnerst dich — wie der falsche Präsekt mich laut vor allen einen Bastard schalt und mir den Zweikampf weigerte: — ich mußte es dulden: ich bin noch Schlimmeres als ein Bastard. — —

Mein Vater, Lagila, war ein tüchtiger Kriegsheld, aber kein Adaling, gemeinfrei und arm. Er liebte, schon seit der Bart ihm sproßte, Gisa, seines Vaterbruders Tochter. Sie

lebten draußen, weit an der äußersten Osgrenze des Reichs, an dem kalten Jster, wo man stets im Kampfe liegt mit den Gepiden und den wilden räuberischen Sarmaten und wenig Zeit hat, an die Kirche zu denken und die wechselnden Gebote, die ihre Konzilien erlassen. Lange konnte mein Vater seine Gisa nicht heimführen: er hatte nichts als Helm und Speer und konnte ihrem Mundwale den Malschaz nicht zahlen und einem Weibe keinen Herd bereiten.

Endlich lachte ihm das Glück. Im Krieg gegen einen Sarmatenkönig eroberte er dessen festen Schatzurm an der Alutha: und die reichen Schätze, welche die Sarmaten seit Jahrhunderten zusammengeplündert und hier aufgehäuft, wurden seine Beute. Zum Lohn seiner Tat ernannte ihn Theoderich zum Grafen und rief ihn nach Italien. Mein Vater nahm seine Schätze und Gisa, jezt sein Weib, mit sich über die Alpen und kaufte sich weite schöne Güter in Tusciem zwischen Florentia und Luca. Aber nicht lange währte sein Glück.

Kaum war ich geboren, da verklagte ein Glender, ein feiger Schurke, meine Eltern wegen Blutschande beim Bischof von Florentia. Sie waren katholisch — nicht Arianer — und Geschwisterkinder: ihre Ehe war nichtig nach dem Recht der Kirche — und die Kirche gebot ihnen, sich zu trennen.

Mein Vater drückte sein Weib an die Brust und lachte des Gebots. Aber der geheime Ankläger ruhte nicht —

— „Wer war der Neiding?“

„D wenn ich es wüßte, ich wollte ihn erreichen, und thronte er in allen Schrecken des Vesuvius! Er ruhte nicht. Unablässig bedrängten die Priester meine arme Mutter und wollten ihre Seele mit Gewissensbissen schrecken.“

Umsonst: sie hielt sich an ihren Gott und ihren Gatten und troßte dem Bischof und seinen Sendboten. Und mein Vater, wenn er einen der Pfaffen in seinem Gehöfte traf, begrüßte ihn, daß er nicht wiederkam.

Aber wer kann mit denen kämpfen, die im Namen Gottes

sprechen! Eine letzte Frist ward den Ungehorsamen gesteckt: hätten sie sich bis dahin nicht getrennt, so sollten sie dem Bann verfallen und ihr Hab und Gut der Kirche.

Entsezt eilte jezt mein Vater an den Hof des Königs, Aufhebung des grausamen Spruches zu ersehnen. Aber die Satzung des Konzils sprach zu klar, und Theoderich konnte es nicht wagen, das Recht der katholischen Kirche zu kränken. Als mein Vater zurückkehrte von Ravenna, mit Gisa zu flüchten, starrte er entsezt auf die Stätte, wo sein Haus gestanden: der Termin war abgelaufen, und die Drohung erfüllt: sein Haus zerstört, sein Weib, sein Kind verschwunden.

Rasend stürmte er durch ganz Italien, uns zu suchen. Endlich entdeckte er, als Priester verkleidet, seine Gisa in einem Kloster zu Ticinum: ihren Knaben hatte man ihr entrisen und nach Rom geschleppt. Mein Vater bereitet mit ihr alles zur Flucht: sie entkommen um Mitternacht über die Mauern des Klostersgartens. Aber am Morgen fehlt die Bäuserin bei der Hora: man vermißt sie, ihre Zelle ist leer. Die Klosterknechte folgen den Spuren des Rosses, — sie werden eingeholt: grimmig fechtend fällt mein Vater: meine Mutter wird in ihre Zelle zurückgebracht. Und so furchtbar drücken die Macht des Schmerzes und die Zucht des Klosters auf die zermürbte Seele, daß sie in Wahnsinn fällt und stirbt. Das sind meine Eltern!“

„Und du?“

„Mich entdeckte in Rom der alte Hildebrand, ein Waffenfreund meines Großvaters und Vaters: — er entriß mich, mit des Königs Beistand, den Priestern und ließ mich mit seinen eigenen Enkeln in Regium erziehen.“

„Und dein Gut, dein Erbe?“

„Verfiel der Kirche, die es, halb geschenkt, an Theodahad überließ: er war meines Vaters Nachbar, er ist jezt mein König!“

„Mein armer Freund! Aber wie erging es dir später?“

Man weiß nur dunkles Gerede — du warst einmal in Griechenland gefangen . . . —“

Teja stand auf. „Davon laß mich schweigen; vielleicht ein andermal.

Ich war Tor genug, auch einmal an Glück zu glauben und an eines liebenden Gottes Güte. Ich hab' es schwer gebüßt. Ich will's nie wieder tun. Leb' wohl, Witichis, und schilt nicht auf Teja, wenn er nicht ist wie andre.“

Er drückte ihm die Hand und war rasch im dunkeln Laubgang verschwunden.

Witichis sah lange schweigend vor sich hin. Dann blickte er gen Himmel, in den hellen Sternen eine Widerlegung der finstern Gedanken zu finden, die des Freundes Worte in ihm geweckt. Er sehnte sich nach ihrem Licht voll Frieden und Klarheit. Aber während des Gesprächs war Nebelgewölk rasch aus den Lagunen aufgestiegen und hatte den Himmel überzogen: es war finster ringsum.

Mit einem Seufzer stand Witichis auf und suchte in ernstem Sinnen sein einsames Lager.

### Drittes Kapitel.

Während unten in den Hallen des Palatiums Italier und Goten tafelten und zechten, ahnten sie nicht, daß über ihren Häuptern in dem Gemach des Königs eine Verhandlung gepflogen ward, die über ihr und ihres Reiches Schicksale entscheiden sollte.

Unbeobachtet war dem König alsbald der Gesandte von Byzanz nachgefolgt, und lange und geheim sprachen und schrieben die beiden miteinander. Endlich schienen sie handelseinig geworden, und Petros wollte anheben, nochmal vorzulesen, was sie gemeinsam beschlossen und aufgezeichnet. Aber der König unterbrach ihn. „Halt,“ flüsterte der kleine Mann, der in sei-

nem zweiten Purpurmantel verloren zu gehen drohte, „halt — noch eins!“

Und er hob sich aus dem schön geschweiften Sitz, schlich durch das Gemach und hob den Vorhang, ob niemand lausche.

Dann kehrte er beruhigt zurück und faßte den Byzantiner leise am Gewand.

Das Licht der Bronzeampel spielte im Winde flackernd auf den gelben vertrockneten Wangen des häßlichen Mannes, der die kleinen Augen zusammenkniff: „Noch dies. Wenn jene heilsamen Veränderungen eintreten sollen, — auf daß sie eintreten können, wird es gut sein, ja notwendig, einige der trogigsten meiner Barbaren unschädlich zu machen.“ — „Daran hab' ich bereits gedacht,“ nickte Petros. „Da ist der alte halbheidnische Waffenmeister, der grobe Hildebad, der nüchterne Witichis“ —

„Du kennst deine Leute gut,“ grinste Theodahad, „du hast dich tüchtig umgesehen. Aber,“ raunte er ihm ins Ohr, „einer, den du nicht genannt hast, einer vor allen muß fort.“

„Der ist?“

„Graf Teja, des Lagila Sohn.“

„Ist der melancholische Träumer so gefährlich?“

„Der gefährlichste von allen! Und mein persönlicher Feind! schon von seinem Vater her.“

„Wie kam das?“

„Er war mein Nachbar bei Florentia. Ich mußte seine Acker haben — umsonst drang ich in ihn. Ha,“ lächelte er pfiffig, „zuletzt wurden sie doch mein. Die heilige Kirche trennte seine verbrecherische Ehe, nahm ihm sein Gut dabei und ließ mir's — billig — ab. Ich hatte einiges Verdienst um die Kirche in dem Prozeß — dein Freund, der Bischof von Florentia, kam dir's genau erzählen.“

„Ich verstehe,“ sagte Petros, „was gab der Barbar seine Acker nicht in Güte! Weiß Teja —?“

„Nichts weiß er. Aber er haßt mich schon deshalb, weil ich

sein Erbgut — kaufte. Er wirft mir finstre Blicke zu. Und dieser schwarze Träumer ist der Mann, seinen Feind zu den Füßen Gottes zu ertwürgen.“

„So?“ sagte Petros, plötzlich sehr nachdenklich. „Nun, genug von ihm: er soll nicht schaden. Laß dir jetzt nochmal den ganzen Vertrag Punkt für Punkt vorlesen; dann unterzeichne.“

Erstens. König Theodahad verzichtet auf die Herrschaft über Italien und die zugehörigen Inseln und Provinzen des Gotenreichs: nämlich Dalmatien, Liburnien, Istrien, das zweite Pannonien, Savien, Noricum, Kärnten und den gotischen Besitz in Gallien, zugunsten des Kaisers Justinian und seiner Nachfolger auf dem Throne von Byzanz. Er verspricht, Ravenna, Rom, Neapolis und alle festen Plätze des Reichs dem Kaiser ohne Widerstand zu öffnen.“

Theodahad nickte.

„Zweitens. König Theodahad wird mit allen Mitteln dahin wirken, daß das ganze Heer der Goten entwaffnet und in kleinen Gruppen über die Alpen geführt werde. Weiber und Kinder haben nach Auswahl des kaiserlichen Feldherrn dem Heere zu folgen oder als Sklaven nach Byzanz zu gehen. Der König wird dafür sorgen, daß jeder Widerstand der Goten erfolglos bleiben muß.“

Drittens. Dafür beläßt Kaiser Justinian dem König Theodahad und seiner Gemahlin den Königstitel und die königlichen Ehren auf Lebenszeit, und viertens“ —

„Diesen Abschnitt will ich doch mit eigenen Augen lesen,“ unterbrach Theodahad, nach der Urkunde langend. „Viertens beläßt der Kaiser dem König der Goten nicht nur alle Länderreien und Schätze, die dieser als sein Privateigentum bezeichnen wird, sondern auch den ganzen Königsschatz der Goten, der allein an geprägtem Gold auf vierzigtausend Pfunde geschätzt ist. Er übergibt ihm ferner zu erb und eigen ganz Tusciem von Pistoria bis Cære, von Populonia bis Clusium, und endlich überweist er an Theodahad auf Lebenszeit die Hälfte aller

öffentlichen Einkünfte des durch diesen Vertrag seinem rechtmäßigen Herrn zurückerworbenen Reiches. — Sage, Petros, meinst du nicht, ich könnte drei Viertel fordern?“ —

„Fordern kannst du sie, allein ich zweifle sehr, daß sie dir Justinian gewährt. Ich habe schon die Grenzen, die äußersten, meiner Vollmacht überschritten.“

„Fordern wollen wir's doch immerhin,“ meinte der König, die Zahl ändernd. „Dann muß Justinian herunter markten oder dafür andre Vorteile gewähren.“

Um des Petros schmale Lippen spielte ein falsches Lächeln:

„Du bist ein kluger Handelsmann, o König. — Aber hier verrecknest du dich doch,“ sagte er zu sich selbst.

Da rauschten schleppende Gewänder den Marmorgang heran, und eintrat ins Gemach in langem schwarzem Mantel und schwarzem, mit silbernen Sternen besätem Schleier Amalastwintha, bleich von Antlitz, aber in edler Haltung, eine Königin trotz der verlorenen Krone: überwältigende Hoheit der Trauer sprach aus den bleichen Zügen.

„König der Goten,“ hob sie an, „vergib, wenn an deinem Freudenfeste ein dunkler Schatte noch einmal aufsteucht von der Welt der Toten. Es ist zum letztenmal.“

Beide Männer waren von ihrem Anblick betroffen.

„Königin,“ — stammelte Theodahad.

„Königin!“ o wär' ich's nie gewesen. Ich komme, Vetter, von dem Sarge meines edeln Sohnes, wo ich Buße getan für all meine Verblendung, und all meine Schuld bereut. Ich steige herauf zu dir, König der Goten, dich zu warnen vor gleicher Verblendung und gleicher Schuld.“

Theodahads unstetes Auge vermied ihren ernstern, prüfenden Blick.

„Es ist ein übler Gast,“ fuhr sie fort, „den ich in mitternächtiger Stunde als deinen Vertrauten bei dir finde. Es ist kein Heil für einen Fürsten als in seinem Volk: zu spät hab' ich's erkannt, zu spät für mich, nicht zu spät, hoff' ich, für mein



Volk. Traue du nicht Byzanz: es ist ein Schild, der den erdrückt, den er beschirmen soll."

"Du bist ungerecht," sagte Petros, "und undankbar."

"Tu nicht, mein königlicher Vetter," fuhr sie fort, "was dieser von dir fordert. Bewillige nicht, was ich ihm weigerte. Sizilien sollen wir abtreten und dreitausend Krieger dem Kaiser stellen für alle seine Kriege — ich wies die Schmach von mir. Ich sehe," sprach sie, auf das Pergament deutend, "du hast schon mit ihm abgeschlossen. Tritt zurück, sie werden dich immer täuschen."

Angstlich zog Theodahad die Urkunde an sich: er warf einen mißtrauischen Blick auf Petros.

Da trat dieser gegen Amalastwintha vor: "Was willst du hier, du Königin von gestern? Willst du dem Beherrscher dieses Reiches wehren? Deine Zeit und deine Macht ist um." — "Verlaß uns," sagte Theodahad, ermutigt. "Ich werde tun, was mir gutdünkt. Es soll dir nicht gelingen, mich von meinen Freunden in Byzanz zu trennen. Sieh her, vor deinen Augen soll unser Bund geschlossen sein." Und er zeichnete seinen Namen auf die Urkunde.

"Nun," lächelte Petros, "kamst du noch eben recht, als Zeugin mit zu unterzeichnen."

"Nein," sprach Amalastwintha mit einem drohenden Blick auf die beiden Männer, "ich kam noch eben recht, euren Plan zu vereiteln. Ich gehe geradewegs von hier zum Heere, zur Volksversammlung, die nächstens bei Regeta tagt. Aufdecken will ich daselbst vor allem Volk deine Anträge, die Pläne von Byzanz und dieses schwachen Fürsten Verrat."

"Das wird nicht angehn," sagte Petros ruhig, "ohne dich selbst zu verklagen."

"Ich will mich selbst verklagen. Enthüllen will ich all meine Torheit, all meine blutige Schuld, und gern den Tod erleiden, den ich verdient. Aber warnen, aufschrecken soll diese meine Selbstanlage mein ganzes Volk vom Atna bis zu den Alpen;

eine Welt von Waffen soll euch entgegenstehn, und retten werd' ich meine Goten durch meinen Tod von der Gefahr, in die mein Leben sie gestürzt." Und in edler Begeisterung eilte sie aus dem Gemach.

Verzagt blickte Theodahad auf den Gesandten: lang fand er keine Worte. "Räte, hilf —" stammelte er endlich.

"Raten? Da hilft nur ein Rat. Die Rasende wird sich und uns verderben, läßt man sie gewähren. Sie darf ihre Drohung nicht erfüllen. Dafür mußt du sorgen."

"Ich?" rief Theodahad erschreckt; "ich kann dergleichen nicht! Wo ist Gothelindis? Sie, sie allein kann helfen."

"Und der Präsekt," sagte Petros — "sende nach ihnen."

Als bald waren die beiden Genannten von dem Festmahle herauf beschieden. Petros verständigte sie von den Worten der Fürstin, ohne jedoch dem Präsekten den Vertrag als Veranlassung des Austritts zu nennen.

Kaum hatte er gesprochen, so rief die Königin:

"Genug, sie darf es nicht vollenden. Man muß ihre Schritte bewachen, sie darf mit keinem Goten in Ravenna sprechen — sie darf den Palast nicht verlassen. Das vor allem!" Und sie eilte hinaus, vertraute Sklaven vor Amalastwinthens Gemächer zu senden. Als bald kehrte sie wieder. "Sie betet laut in ihrer Kammer," sprach sie verächtlich. "Auf, Cethegus, laß uns ihre Gebete vereiteln."

Cethegus hatte, mit dem Rücken an die Marmorsäulen des Eingangs gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, diese Vorgänge schweigend und sinnend mit angehört. Er erkannte die Notwendigkeit, die Fäden der Ereignisse wieder mehr in seine Hand zu versammeln und straffer anzuziehen. Er sah Byzanz immer mehr in den Vordergrund dringen: — das durfte nicht weiter angehn.

"Sprich, Cethegus," mahnte Gothelindis nochmals, "was tut jetzt vor allem not?"

"Klarheit," sagte dieser sich aufrichtend. "In jedem Bunde